



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der guten Rathschläge und ernsten Entschlüsse zu sein, im Schatten dieses großen Grabes, von dem aus sich seit achtzehn Jahrhunderten das Leben über die Welt verbreitet, und wo ich selbst vor fünfzehn Jahren in einer ähnlichen Epoche, fast ohne es zu wollen, einen neuen Charakter und eine neue Bestimmung erhielt. Ich habe und man hat in der Sentenz von Monseigneur gefunden, daß sie, obwol aus Anlaß eines vereinzeltten Falles erlassen, nichts destoweniger den ganzen Geist und die ganze Laufbahn der Zeitung umfaßte, daß sie eine Jurisprudenz und Justiz gegen uns aufstellt, die für uns illusorisch sein würden; daß durch die Zahl, die Allgemeinheit und die Schwere seiner Beschuldigungen der verehrungswürdige Prälat selbst jeder Vermittelung die Thür schließt und uns keinen andern ehrenwerthen und christlichen Entschluß lasse, als einfach das Feld zu räumen oder einfach von einem höheren Tribunal die Aufhebung seines Urtheils zu erbitten." Mit einem Wort Herr Sibour bietet uns ein „Va banque“ an; wir geben aber die Partie nicht auf, wie er vielleicht gehofft hat, sondern acceptiren es und denken zu gewinnen. Das ist der langen Rede kurzer Sinn.

Die Gründe des Gewissens, heißt es schließlich, ein von der einen Seite so „grausam“ bekämpftes, von der andern aber so „glorreich“ unterstütztes Werk fortzusetzen, beständen immer noch. Er könne versichern, daß Alles, was er gesehen und gehört, seitdem er in Rom, weit davon entfernt sei, sie zu schwächen. Er sei deshalb entschlossen, die Zeitung nicht eingehen zu lassen. „Ich appellire an den Pabst, von der Sentenz des Herrn Erzbischofs von Paris. Ich appellire unserer Ehre und unserer zu sehr verkannten Freiheiten wegen. Ich bitte gleichzeitig den souverainen Pontifex, gemäß seines Rechtes, bis zur Aufhebung oder Bekräftigung der bischöflichen Sentenz ihre Ausführung suspendiren zu wollen.“

Als der fecke Fehdebrief, — denn das ist er unter seinem Gewande gleißnerischer Ehrfurcht — des Herrn Veillot nach Paris kam, hatte die in Betreff seiner und seines Blattes entstandene Streitfrage bereits sehr viel größere Dimensionen genommen, und mächtige Beistände sich für ihn erhoben.

W o c h e n b e r i c h t.

Berlin, 4. April. Ueber die große Verschwörungsgeschichte, welche der Phantastie einiger Neuigkeitskrämer und Pflastertreter für ein paar Tage eine erwünschte Beschäftigung gewährte, lassen sich bis jetzt nur Vermuthungen aufstellen; aber es ist durchaus nicht rathsam, jedes Mannes Vermuthungen mitzutheilen oder gar drucken zu lassen. Wir besitzen noch keinen Bericht, von dem wir mit einiger

Bestimmtheit annehmen können, daß er aus polizeilicher Quelle herrührt, daß er also die bei den zahlreichen Hausdurchsuchungen aufgefundenen corpora delicti zuverlässig auführt; und es bleibt deshalb noch immer fraglich, ob die jetzt vorliegenden Zeitungsnachrichten über die Wahrheit nicht eben so weit hinausgehen, wie die courstrenden Gerüchte über die Zeitungsnachrichten. Wenn die 7000 Gewehre, von deren Entdeckung die Schreckensnachrichten des folgenden Tages sprachen, in den Blättern sich bereits auf 40 reducirt haben, die man in einer Fabrik vorgefunden, so muß man ruhig erwarten, ob der Centner Pulver, den man bei einem Arzte in Moabit entdeckt hat, mit der Zeit nicht auch eine verhältnißmäßige Verringerung erleidet. Uebrigens vermißt man in den bisherigen Berichten die Angabe solcher Thatfachen, welche den Verdacht eines hochverrätherischen Complots mit einiger Wahrscheinlichkeit begründen könnten; und ohne solche Thatfachen wird man es zwar noch immer für möglich halten, daß Menschen so wahnsinnig sein können, sich in der jetzigen Zeit an die Ausführung ihrer Umsturzpläne zu wagen; aber mit der Anerkennung der Möglichkeit kommt man keinen Schritt weiter. Daß nicht alle Waffen aus der Zeit der Bürgerwehr zurückgegeben sind, ist allbekannt; daß sie inzwischen nicht verduftet sein können, sondern sich irgendwo befinden müssen, kann ohne besondere Kühnheit der Combination angenommen werden; und daß man in Folge dessen durch umfassende Hausdurchsuchungen bei Individuen, gegen welche einige Indicien vorlagen, Gewehre und Schießmaterial finden würde, war so wahrscheinlich, daß das Gegentheil wunderbar gewesen wäre. Hieraus ist der Thatbestand eines Complots noch nicht zu erkennen. Wie viele Gewehre aus der Zeit von 1848 hier noch verborgen werden, ohne daß sich hochverrätherische Absichten an die Verheimlichung derselben knüpfen, haben die letzten Tage gelehrt. Seitdem sich gezeigt hat, daß die Entdeckung solcher Waffen zum wesentlichsten Fundament für die Construction einer Anklage auf Hochverrath gemacht wird, bei der es sich um Kopf und Kragen handelt, haben Viele sich beeilt, sich bei Nacht und Nebel eines so gefährlichen Besitzes zu entledigen; sie haben Gewehre und Trümmer derselben auf die Straße geworfen, und ich glaube, daß die Schugmänner auf solche Weise bereits mehr gefunden haben, als bei den Hausdurchsuchungen. Ob nun gegen die Verhafteten andere und schlagendere Beweise vorliegen, ob man namentlich die Existenz eines Complots wird klar machen können, wird die Untersuchung lehren; einige Thatfachen unterstützen diese Vermuthung, z. B. der Erfolg der Nachforschungen, die in Folge der Berliner Entdeckungen in Moskau veranstaltet sind; andere erregen wieder Zweifel, z. B. der Umstand, daß ein Dr. Ladendorf, der sich 8 Tage vor den Hausdurchsuchungen mit einem Pässe aus Berlin entfernt hat und steckbrieflich verfolgt wird, als ganz besonders gravirt bezeichnet wird; mit solchen Angaben giebt man gewöhnlich durch die Blume zu verstehen, daß die Indicien, in deren Besitz man sich befindet, nicht ausreichen. Sehr auffällig ist die Angabe der Zeitungsberichte,

daß man in dem Fabrikgebäude eines sehr conservativen Bürgers Schießvorräthe in dem Schornstein eingemauert und unter den Dielen versteckt gefunden hat; es ist kaum glaublich, daß eine so umständliche und geräuschvolle Operation, wie das Aufreißen und Wiederbefestigen von Dielen vollzogen werden konnte, ohne von andern Fabrikarbeitern bemerkt und dem Hausherrn mitgetheilt zu werden; selbst das Einschmuggeln von Sachen, die von den Trägern sehr schwer oder gar nicht (wie Gewehre) verborgen werden können, an einen so belebten Ort, wie eine Fabrik, ist schwer erklärlich, wenn man nicht eine große Zahl von Mitwissern und Helfershelfern annimmt, und die vorgenommenen Verhaftungen berechtigen zu solcher Annahme nicht. Wir sehen deshalb dem Resultat der Untersuchung mit Spannung entgegen.

Die Lehren, welche das Publikum und die Presse aus diesen Vorfällen zieht, sind sehr mannichfaltige. Die Kreuzzeitung reibt sich vergnügt die Hände, daß sie schon längere Zeit im Fache der Enthüllungen gearbeitet hat, und hat nicht übel Lust, aus dem Lorbeerkränze des Herrn v. Hinkeldey einige Blätter für sich zu beanspruchen. Sie deutet sehr geschickt auf den aus der Vergrößerung der Fabriketablissemens hervorgehenden Uebelstand hin, daß dieselben von den Besitzern nicht mehr hinlänglich beaufsichtigt werden können, und giebt zu erwägen, ob es nicht rathsam sei, wenigstens von den Werkführern besondere Garantien zu verlangen. . . Sie sehen, wohin der Wind weht. Die loyalste Auffassung scheint die zu sein, daß aus diesen bedauerlichen Vorfällen evident die Nothwendigkeit erhellt, die einheitliche Leitung der Polizei in den Händen des Herrn v. Hinkeldey zu concentriren und ihm die entsprechende einflußreiche Stellung einzuräumen. Wenn man in dieser Beziehung überhaupt noch schwankte, so hat die Verschwörungsgeschichte wie ein deus ex machina zu rechter Zeit den Knoten der Zweifel durchhauen. Das „preußische Wochenblatt“ suchte zwar eine ganz andere Lehre aus diesen Vorfällen zu ziehen; allein mit Unrecht, denn es ist confiscirt worden.

Es wäre mir interessant gewesen zu bemerken, welchen Eindruck die neuen Entdeckungen auf den eigentlichen Berliner gemacht haben. Allein ich habe kaum mehr wahrnehmen können, als daß das frohe Gefühl, wieder einmal gerettet zu sein, bei diesem frivolen Geschlecht nicht in besonderer Stärke vorhanden ist. Möglicher Weise hat die Erfahrung, daß das parturiant montes sich bei dergleichen Geschichten schon mehrmals bewahrheitet hat, die Empfindungen gedämpft. Aber ein Umstand ist mir in diesen Tagen klarer als je entgegengetreten: der Einfluß des Polizeisystems auf Geselligkeit und Annehmlichkeit des Lebens. Wenn eine Person, die nicht gerade zu den Stammgästen eines Cafés gehört, in ein solches Local eintritt und sich umbefangen unter die Gesellschaft mischt, so verfließt unter dem Einfluß des neuen Gestirns plötzlich der Strom der Kannegießerei. Der Eintretende wählt deshalb gewöhnlich ein noch nicht besetztes Zimmer, oder, wenn dies nicht mehr möglich ist, wenigstens einen besondern Tisch; versucht er,

ein Gespräch anzuknüpfen, so belehren ihn die zurückhaltenden, einsilbigen Antworten bald, daß man wünscht, er möge sich schweigend auf die Sorge um Speise und Trank beschränken. So sitzt man wie in einer Taubstummenganstalt, oder, als Gegenstand eines unverständlichen Zischels, wie auf einem Wunderstuhle. Der Argwohn, überall von Spionen und Denuncianten umgeben zu sein, das leicht hin gesprochene Wort, mit furchtbarer Bedeutung belastet, vor die Gerichte gezogen zu sehen, hat das Vertrauen, die einzige Basis des geselligen Lebens, zerstört, und es gelingt nur mit Mühe, durch längeres Zusammenleben, ihn zu verdrängen. Manches, was ich bei alten Schriftstellern über Erscheinungen während der römischen Kaiserzeit gelesen, ist mir erst jetzt in seiner vollen Bedeutung klar geworden. Kurz — man lebt hier unter dem Schatten einer vollendeten Polizeiorganisation sehr sicher; aber es drängen sich erhebliche Zweifel auf, ob ein solches Leben des Lebens werth sei, ob man nicht um einiger vertrauensvollen Heiterkeit, um einiger anmuthigen Ungezwungenheit willen einen Theil jener Ruhe und Sicherheit freudig in den Kauf geben würde.

Aus Schleswig-Holstein. Man denkt sich doch in Deutschland die Dinge nicht so arg, wie sie wirklich sind. Es wird wohl noch gestattet sein, den Deutschen Thatsachen mitzutheilen, für welche nicht Schleswig und Holstein, sondern Dänemark die Verantwortung zu tragen hat, und Jeder, welcher einem solchen Schalten ein Ende machen könnte, und es nicht thut.

Dänemark hat eine freie Verfassung und eine Volksvertretung; in den Herzogthümern ist das alte, gute Recht mit einem Federstriche beseitigt worden. Mißliebige können in jedem Augenblick „aus politischen Gründen“ fortgewiesen werden. In der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 wurde wenigstens noch die Gleichberechtigung beider Sprachen verheißen. In Holstein kann vom Dänischen überhaupt nicht die Rede sein, wol aber in Schleswig, in dessen nördlichen Theile auch das sogenannte Nabendänisch geredet wird. Aber dort sind die Städte, ist alle höhere Bildung vorzugsweise deutsch. Wäre die viel besprochene Gleichberechtigung eine Wahrheit, so würde sich nichts gegen sie einwenden lassen, am allerwenigsten von den Deutschen, die ja niemals etwas mehr, als sie gewollt haben. Das dänische Regiment verfährt freilich anders; es hebt durch Machtgebot alle deutschen Privatschulen auf! Probst Martens in Schleswig hat selbst den Privatmädchenschulen die dänische Sprache aufgezwungen, und will kein Mädchen confirmiren, das nicht dänisch spricht. Man octroyirt von Dänemark her nach Schleswig die willfährigsten Werkzeuge, und zwingt dem Lande Menschen auf, die keine Rücksichten kennen. Man schickte an die Domschule in Schleswig zwei Lehrer, die weit entfernt sind, Auspruch auf einigermaßen richtiges Reden oder Schreiben der deutschen Sprache zu machen. Im Jahre 1850 wurde einem sehr hoch stehenden Diplomaten, der gesandt war, die Dinge in den Herzogthümern zu

regeln, durch Thatfachen klar gemacht, wie das dänische System den erbittertsten Rachekrieg gerade gegen die deutsche Bildung und deren Träger führe. Man wies nach, daß das Kopenhagener System darauf hinarbeite, alle öffentliche Moral zu ertödteten, daß es auch in Mittelschleswig, gegen den deutlich kundgegebenen Willen der Bevölkerung, in Kirche und Schule das Dänische gewaltsam aufzwingte; daß es unter seinen Beamten wegen Mangel an geeigneten Subjecten auch unsittliche und unwissende Menschen in's Land werfe, Leute, welche selbst Graf Eulenburg einmal als „Auswurf“ bezeichnet. Man äußerte, daß durch diese dänischen Maßregeln, denen kein Einhalt geschehe, das Land auf wenigstens fünfzig Jahre in seiner Culturentwicklung gehemmt und zurückgeworfen werde. Ein Diplomat entgegnete: „Ich gebe Ihnen zu, auf fünfzig, ja auf hundert Jahre, wenn die Dänen fortfahren, so zu wirthschaften. Allein, was hat es dem Kaiser Joseph genügt, daß er die czechische Sprache unterdrücken wollte? Sie ist nur um so mächtiger wieder erstanden.“ Freilich die, welche während der bezeichneten drei oder vier Menschenalter unter der dänischen „Wirthschaft“ seufzen müssen, werden in der Anweisung auf die Zukunft ihrer Urenkel keinen Trost finden können.

Die Commissarien, welche Deutschland in die Herzogthümer geschickt, haben diesen keinerlei Gewähr gegen Willkür verschafft. Gerade die Vertheidiger des historischen Rechts haben von dem revolutionären Dänemark das Schwerste zu leiden. Die Dänen führen, wie gesagt, die empfindlichsten Schläge gegen die Bildung der Herzogthümer, die Träger derselben will man treffen, und meint dann, mit dem Volke schon eher fertig zu werden. Am liebsten sähe man sie Alle in Amerika, um in das verlassene, menschenleere Land dänische Colonien zu bringen. Das hat mehr als ein Kopenhagener für sehr wünschenswerth erklärt. Einer gesunden deutschen Politik wird es freilich nicht einleuchten, daß es nützlich sei, diesen Brückenkopf im Norden, welchen zwei Meere bespülen, einem Feinde Preis zu geben, der wegen seiner Schwäche doch stets von anderen Staaten abhängig sein wird, und der, so weit er dänisch ist, etwa halb so viele Einwohner hat, als zum Beispiel das Königreich Hannover, oder ein preussischer Regierungsbezirk mittlern Umfangs.

Von den dänischen Anstalten giebt die Art und Weise wie die Amnestie gehandhabt wird, ein recht deutliches Bild. Man jagt trotz derselben die Beamten völlig nach Belieben von ihren Stellen, man nimmt auch in Schleswig den Advokaten ihren Erwerb, natürlich ohne jede Entschädigung. Voran ragt in dem Decretiren solcher Maßregeln Graf Karl Moltke. Er verzeiht es nimmermehr den Herzogthümern, daß er einst aus Heiligenstätten bei Ikehoe vertrieben wurde, und daß gegen ihn ein Fahndungspatent erlassen wurde als er 1849 von Alsen aus nebst zwei andern Männern Schleswig-Holstein regieren wollte. Der Text jenes Fahndungspatentes liegt, wie die Dänen mit Gemüthung erzählen, fort-

während auf dem Schreibtische des Grafen; er soll ihm jene Tage in steter Erinnerung erhalten, ähnlich wie König Darius sich täglich von einem Diener zurufen ließ: „Herr, gedenke der Athener!“ Wenn Karl Moltke das Ministerium auch für Holstein erhalten sollte, dann darf man darauf gefaßt sein, daß noch eine Hekatombe von Beamten geopfert wird, und daß dann Viele „springen“ müssen, welche Graf Criminil als Minister noch zu halten sucht. Mit Graf Moltke's Regierung ist übrigens so leicht Niemand einverstanden, es sei denn der hochwürdigste Bischof Monrad, der eingefleischte Träger des Eiderdänenthums. Wie verfährt dieser geistliche Herr, der Prediger christlicher Nächstenliebe? Man frage die deutschen Prediger; sie werden antworten. Das Volk in Mittel-Schleswig stellte vor, daß das Dänische als Kirchen- und Schulsprache ihm fremd sei und daß man ihm dasselbe ersparen möge. Das Bitten wurde verboten. Den Deputationen, welche mit dieser Bitte nach Kopenhagen gehen wollten, mußte Moltke's Untergebener, der Amtmann und Oberpräsident Wolsfagen in Flensburg, die Pässe verweigern. Moltke ist derselbe Mann, welcher dem evangelischen Kirchentage die bekannte Antwort gab.

Wenn einmal der schleswigsche Landtag zusammentritt, so wird ein langes Sündenregister des Grafen Moltke an die Deffentlichkeit gelangen. In demselben möchten die geheimen Instructionen, wie von Seiten der Beamten die Wahlen zu leiten seien, nicht das am wenigsten interessante Item bilden. Aber trotz derselben fielen, so weit die deutsche Zunge geredet wird, die Wahl auf lauter Schleswig-Holsteinisch gesinnte Männer, den einzigen Illirisch ausgenommen. Der Geheimrath v. Scheel lehnte die Wahl ab, um nicht mit seinem Freund Moltke wegen der Sprachenangelegenheit in Conflict zu kommen. Scheel hat erklärt: in der Stadt Schleswig sei der Geist jetzt so deutsch, daß wenn einmal die Parole laute: „Gegen Dänemark und Kopenhagen!“ dann kein Mann und kein Knabe zurück bleiben werde. Der Mann mag Recht haben; es liegt in seinen Worten aber eine Kritik des gegenwärtigen dänischen Terrorismus, die gar nicht herber und schärfer sein könnte. Der bekannte Archivrath Wegener nennt freilich jene Stadt Schleswig ein „Dorf,“ das man auf alle Weise demüthigen will. Gottorf, das alte Schloß der schleswig-holsteinischen Herzöge, sollte in eine Kaserne umgewandelt werden, und schon hatte die dänische Soldateska Befehl in demselben einzuziehen, als die Maßregel plötzlich und unerwartet zurückgenommen wurde: „aus historischen Gründen.“ Nun hält dort eine Militaircommission Sitzungen um die von den dänischen Behörden sistirten sogenannten Verräther zu Zuchthaus, oder, wie es eben fällt, zu noch schärferen Strafen zu verurtheilen.

Auf die Advocaten, die nun einmal von der deutschen Bildung nicht lassen wollen und können, führt man unablässig neue Schläge. Vor allem will man sie dadurch mürbe machen, daß man sie dem Hunger preisgibt. Einer derselben, der auch in Deutschland in weiteren Kreisen sehr geachtete Obergerichtsadvocat

Heiberg in Schleswig war amnestirt worden. Aber eine Ministerialresolution erklärt, man werde seine Bestallung nicht bestätigen. Nächst ihm traf den Advocaten Rönnecamp ein gleiches Schickial, dann aber ruhete der Sturm einige Monate, und Leichtgläubige meinten schon, er könne vorüber sein. Aber von Kopenhagen kam unterm 25. December 1852 ein raffiniert ausgedachtes Weihnachtsgeschenk, ein Decret nämlich, welches wieder nicht weniger als dreißig Advocaten im Herzogthume Schleswig die Bestellungen verweigerte, zugleich auch achtundzwanzig holsteinischen Advocaten die Praxis im Herzogthum Schleswig anbot. Einem während der Interimsregierung vom Oberappellationsgerichte geprüften Schleswiger erklärt man zugleich, sein Examen sei als nicht geschehen zu betrachten. Und was kam jetzt zum Ofterfeste? Das dänische System warf abermals siebenzehn schleswigsche Advocaten aus Amt und Brot. Wo solche administrative Dragonaden zur Tagesordnung gehören, kann natürlich von einem Rechtszustande keine Rede sein. Auch werden dadurch tausend Rechtsverhältnisse gestört. Bei der Menge adeliger Güter giebt es hunderte von Jurisdictionsverhältnissen und nun sind im ganzen Herzogthume kaum noch 24 Vertreter des Rechts übrig. Zu diesen gehören freilich auch der berufene Baron v. Eggers und Advocat Duben, Leute, welche selbst Tillsch, mild ausgedrückt wegen „Unzulässigkeiten“ entließ, ihnen aber Wartegelder von 600 und 800 Thln. bewilligte, während man anderwärts, zum Beispiel in Kiel, den Professoren, welche man absetzte, nicht einmal die in Wittwenkassen eingezahlten Gelder zurückgab, und sie zugleich eines Anrechts auf diese Kassen verlustig erklärte. Was für ein Ausdruck paßt dafür? Auch der bekannte Advocat Jäger gehört zu jenen 24. In der Stadt Schleswig sind, wie ich höre, nur noch drei und zwar emeritirte Advocaten vorhanden. Einem derselben, welcher taub ist, wurde die Notariatsbestallung entzogen. Man wird nun Schub auf Schub Jünger des Rechts aus Dänemark hincroyiren. Bei dem Amtsexamen des Appellationsgerichts in Flensburg hat man ohne Weiteres das Dänische an die Stelle des Lateinischen gesetzt. Denn das Dänische lernt der Däne leichter als das Latein, welches classische Bildung verlangt.

Und nun die Lage der Kirche! Man kennt die Razzia, welche die Verwaltung Moltke-Tillsch gegen eine ganze Masse von Predigern beliebte. Sie wurden vertrieben, und fanden zum Theil bis nach dem südlichen Deutschland einen neuen Wirkungskreis, aber wie sind die Gemeinden verwaist, welchen man dänische Geistliche aufzwang! Hier mag wieder eine Thatsache Zeugniß ablegen. In der Kirche zu Fahrenstedt gab der neue Diener am Worte Gottes, (Mohr, ein Isländer,) seinen Communicanten am Sonntag nach Neujahr statt des Abendmahlsweines — Rum. Das war dem im übrigen dänisch gesinnten Küster Gallsen doch zu arg, er erklärte dem Prediger, er werde die Flasche versiegeln und sie nebst einem Bericht an das Bisitatorium einsenden. Mohr entgeguete, er werde

den Küster bei Roggenbach verklagen (einem Eiderdänen im schleswigschen Ministerium), und der Küster pochte dagegen, dann wollte er bis zum König gehen. — Am ersten Weihnachtstage konnte in Jörl kein Gottesdienst gehalten werden, da die Gemeinde ihn nicht dänisch haben will, also fortblieb.

Was das Alles zusammengenommen für Wirkung übt, mag sich ein Jeder selbst beantworten. Es ist ein ganz allgemeiner Ausspruch und Ausdruck der Verzweiflung, den man häufig im Munde der Bauern hören kann: „Es kann keinen Gott geben, wenn diese Wirthschaft lange fortdauert.“ Alles im Lande ist Galle. Das Volk träumt von Erlösung aus diesen jammervollen Zuständen. Nie ist so viel von Wundern, Erscheinungen und Gesichten gehört worden als seit einigen Jahren und namentlich während der letzten Monate. Viele an ganz verschiedenen Punkten des Landes hören Kanonendonner und Pelotonfeuer, sehen fremde Truppen und brennende Häuser oder Gehöfte. Und es sind, wie gesagt, nicht Einzelne, welche solche Gesichte und Ahnungen haben. In der gränzenlosen Noth, welche auf dieses unglückliche Land so stark drückt, findet das Volk in jenen Erscheinungen einigen Trost und Halt. Wo sollte es ihn auch sonst finden, da in den Kirchen eine ihm unverständliche oder verhasste Sprache gilt? Was aber die Zuversicht der Wundergläubigen erhöht, ist die Thatsache, daß einige Ereignisse, welche von diesem oder jenem „Seher“ in den Jahren 1848 bis 1850 vorhergesagt wurden, buchstäblich eingetroffen sind. Und nun glaubt das Volk in Schleswig um so fester an die Seher, ganz in der Weise, wie die Leute in Westphalen an ihre Spoiakenkieser.

Aus der Schweiz. Das Gefühl von einer Unsicherheit des gegenwärtigen Bestandes der öffentlichen Dinge, das Mißtrauen, ob man auf der eingeschlagenen Bahn zu einem allgemeiner befriedigenden Abschluß gelangen werde, ist nicht nur in Frankreich oder Deutschland, es ist auch über die Schweiz verbreitet, auch da eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen, auch in der Schweiz bezieht es sich zugleich auf die allgemeine Lage der europäischen Verhältnisse und auf den Stand der Dinge innerhalb der eignen Landesgrenzen. Das Letztere zumal könnte stark befremden, da man doch weiß, daß die Schweiz in den stürmischen Bewegungen während der letzten Jahre durch einfachere Mittel und auf einem weit praktischeren Wege, als dies namentlich auch in Deutschland zu erkennen stand, ein Ziel erreichte, welches der in der Majorität der Kantone und der Bevölkerung herrschenden Willensrichtung entsprach. Dennoch steht man bald und mit jedem Blicke in das innere Lebensgetriebe dieses Landes nur schärfer, daß nur ein zeitweiliger Haltpunkt in der Bewegung eingetreten ist, über welchen dieselben Triebkräfte, die zu ihm hingeführt haben, werden hinausgehen müssen, wenn nicht die Bewegung die entgegengesetzte Richtung einschlagen soll. In allen Bundesstaaten, wie Staatenbünden — werden immer zwei allgemeiner

Strömungen der politischen Bewegungskräfte gegen einander ankämpfen, die eine für die Stärkung und Erweiterung der centralisirten Kraft des Ganzen, die Vereinigung, die andere für die Wahrung oder Mehrung der Selbständigkeit der Theile, der einzelnen Glieder des Ganzen. Diese Scheidung in zwei große politische Parteien zeigt sich auch in den drei gegenwärtig am Meisten hervortretenden Staatskörpern jener Art, in dem deutschen Bunde, der Union der nordamerikanischen Freistaaten und der Eidgenossenschaft der Schweizerkantone. Läßt man aus mehreren Gründen Deutschland aus allem Vergleiche, so sieht man mit Befremden, daß in Nordamerika die wenigstens vergleichsweise mehr conservativen Whigs gegen die mehr radicalen Demokraten die Centralisationsrichtung vertreten, während in der Schweiz umgekehrt die meisten Branchen der alt- und neuconservativen Parteien für die nur föderalistische Auffassung der Eidgenossenschaft sich anstrengen und von der Centralgewalt in Bern sich keineswegs eine Förderung ihrer Wünsche und Güter versprechen. Ich sage absichtlich: die meisten Branchen, denn auch hier sieht man sich von jenem Generalistren abgemahnt, durch welches so oft einzelne richtige Beobachtungen über schweizerische Verhältnisse auf einen ganz falschen Ausdruck gebracht worden sind. Denn während in der Schweiz diejenigen conservativen Richtungen, welche wie überall durch die Vertreter der größeren Industrie, des Großhandels und des Capitalbesitzes repräsentirt werden, sich für die Ausbildung und Kräftigung der Bundescentralgewalt, welche gemeinsames Maß, Gewicht und Geld, Erleichterung des Verkehrs u. s. w. zu schaffen unternommen hat, aussprechen, und von dem weiteren Vorschreiten auf der betretenen Bahn das Heil der Schweiz prophezeien, so nehmen andererseits die von den Interessen der Kirche inspirirten Conservativen mit steigendem Unmuth die gewappnete Stellung oder gar den Angriffsmuth der durch die letzte Bewegung hervorgetretenen Staatsgewalt wahr, und die Aristokratie der Geschlechter weist bauernverständlich auf die Kostspieligkeit der neueren Verwaltung, auf die Vielregiererei und das anschwellende Personal der heraufziehenden Bureaokratie hin. Dazu nehme man nur noch die aus den geschichtlichen Lebensbedingungen der Schweiz und ihrer einzelnen Landestheile hervorgewachsene Thatsache, daß hier zu Lande alle politische Parteien, wenn sie gleich allgemeine Principien auf ihre Fahne schreiben, doch überall eine locale Färbung haben, so wird man alsbald nicht nur den Umstand begreifen, daß manche, wie es scheint ganz einfache, allgemeinere politische Parteifragen so verschieden in diesem und jenem Lager aufgefaßt und beurtheilt werden, sondern es wird auch das ironische Lächeln erklärlich, mit welchem man hier die Schlußfolgerungen liest, welche selbst große Organe der ausländischen Presse aus den Äußerungen einzelner „conservativer“ oder „radicaler“ Schweizerblätter auf die allgemeine Stimmung der Parteien oder gar des Landes machen. Nach diesen Andeutungen wird man leichter einsehen, warum auch die Tessiner-Angelegenheit in so verschiedener

Weise zu Basel und zu St. Gallen, in Genf und in Zürich, in Bern und in Schwyz aufgefaßt wurde; erst das offenbare und allgemeine menschliche Interesse, welches Oestreich, man kann wol sagen geradezu gegen seine Maßregel herausforderte, brachte eine größere Consonanz der Stimmung hervor.

Nur wer Land und Leute in der Schweiz niemals durch eigenen Augenschein kennen gelernt hat, kann die reglementsmäßig feststehende Ansicht der ausländischen Polizei theilen, daß der Schweizer als solcher ein kosmopolitischer Propagandist sei, auf dessen thätige Unterstützung die gefährlichen Umsturzparteien in aller monarchischen Herren Ländern so sicher zählen könnten, wie der hier zu Lande ausgebildete fremde Handwerker auf die mißtrauischen Gesichter bei seiner Rückkehr in die Heimath. Im Allgemeinen verhält sich gerade gegen Fremde selbst die schweizerische Polizei etwa zu der Berliner ungefähr gerade so, wie Kummibrod zu Biscuit. — Wie groß auch die Unterschiede der deutschen und französischen Schweiz sind, das gilt für jene wie für diese, daß die Einzelnen fast überall zunächst auf sich und ihre Familie blicken, dann kommt das Geschlecht, die Stadt, der Bezirk, der Kanton, die Eidgenossenschaft — der nationale Egoismus schließt wie in England, wie in Nordamerika bei weithin den Meisten die Kreise der lebhaften Interessen ab. In den Bewegungen und Stürmen von 1848 und 1849 haben es die aristokratischen wie die demokratischen Flüchtlinge aus Süddeutschland zugleich zu Freud' oder Leid wahrgenommen, wie verhältnißmäßig gering in dieser Zeit der Völkeraufregung und Principienkämpfe die Theilnahme der Schweizer für die Einen wie für die Anderen war. War es im Süden gegen Italien hin etwa anders? Sobald man — und auch dies nur bis zu einem gewissen Punkte — die Tessiner ausnimmt, auf deren ganz besondere Verhältnisse ich gleich zurückkommen will, so dürfte das Eingeständniß nicht zu verweigern stehen, daß die umfassendste und allgemeinste Theilnahme der südlichen Schweizer an den italienischen Wirren sich in der zollfreien Herüberschaffung ganz ungeheurer Vorräthe von Rohseide ausgesprochen hat, die noch jetzt nicht ganz erschöpft sind, noch jetzt merklich auf die Preise der Seidenwaaren einwirken. Ich rede in Alledem immer nur von dem Schweizer selbst, nicht etwa von den politischen Flüchtlingen in der Schweiz. Doch ist leicht einzusehen, in welcher Weise bei dieser Beschaffenheit des schweizerischen Volkscharakters das Leben eben der Flüchtlinge sich gestalten wird, mögen nun diese meist vorher abgeheßten Armen — deren Loos selbst der grobnervige Römer dem Tode gleichstellte — dem niederen oder dem Hoch-Wild beizuzählen sein. Die für das Gefühl jedes humanen Mannes — welcher politischen Partei er auch angehören möge — widerlich verletzenden Aeußerungen der national-hochmüthigen englischen Presse über das schon wegen der äußeren Noth und hilflosen Vereinsamung verächtliche Leben der politischen Flüchtlinge in London haben ein großes Aufsehen gemacht, doch wie fern uns diese comfortable Rohheit bleiben möge, das wenigstens müssen

auch wir hervorheben, daß man im Ausland von der Stellung und dem Einfluß politischer Flüchtlinge in der Schweiz ganz falsche Vorstellungen sich macht. Selbst diejenigen Ausländer, welche freiwillig die Schweiz zu ihrem zeitweiligen oder dauernden Aufenthalte gewählt haben, auch diejenigen nicht ausgenommen, welche vielleicht gar nur einer Berufung, etwa als Glieder des Lehrerstandes an Universitäten und Cantonschulen gefolgt sind, gelangen bald und oft durch sehr bittere Erfahrungen zu der Ueberzeugung, wie zäh der Schweizer und die schweizerischen Parteien eine bestimmende Einwirkung des Ausländers auf den Gang der Ereignisse und die Bahnen ihrer Bestrebungen zurückweisen. Zwar man nützt recht gern die oft überlegene geistige Befähigung und das energische Pathos des Fremden auch aus der Nation, aus deren Tiefe, wie Hölderlin singt, die Fremden ihr Bestes haben — aber wenn dann der Ausländer glaubt, auf den Rücken der Schweizer eine feste oder gar beherrschende Stellung gewonnen zu haben, steht er sich plötzlich ausgelacht, verbraucht und wie eine ausgequetschte Citrone bei Seite geworfen. Und nun gar der nichts weniger als willkommene Flüchtling! Wie bald erfährt er, daß er sich recht glücklich schätzen kann, wenn man ihn ruhig und unbehelligt sein einsames Leben führen läßt und die ausländischen, niedergelassenen Familien ihm den Zutritt in ihr Haus offen halten. So ist es entschieden in der ganzen nördlichen, mittleren und östlichen Schweiz und man hat Alles zugestanden, wenn man für das etwas kosmopolitischere Zürich eine kleine Ausnahmestellung zugiebt. Anders verhält es sich freilich bis zu einem gewissen Grade in der südwestlichen französischen Schweiz und in dem Canton Tessin. Daß in Genf, in Wallis, im Waadtlande etwas couragirtere Hitzköpfe wohnen und mehr noch sprechen und schreiben, ist eine hier altbekannte Wahrheit. Abstammung, Sprache, Sitte, die ganze geschichtliche Vergangenheit läßt noch heute dort wie vor vielen Hunderten von Jahren die verhältnismäßige Unwichtigkeit der oft unterbrochenen Grenzscheide zwischen dem niedern und dem hohen, dem cisjuranschen und transjuranschen Theile des alten Burgundionereiches erkennen. Dort ist denn auch der Widerwille gegen das „Reich“, gegen Deutschland und jede dasselbe repräsentirende Macht eine alte Erbschaft. Dennoch ist es eine Ueberzeugung, daß in den gegenwärtig mit echtfranzösischem Pathos von dort her gegen Oestreich geschleuderten Kriegserklärungen, in dem beleidigenden Hohn gegen die „Autrichiens“ eine gute Portion ausländischer Maschinerie wirksam ist, welche namentlich in dem Hinblick auf die Eventualitäten im Bosphorus ihre Hebel in Gang setzte. Denn es steht doch kaum zu erwarten, daß in Genf oder Lausanne jene perfiden Andeutungen, mit welchen das Journal des Débats die sanguinischen Hoffnungen nach Paris hin beantwortete — es werde der neue Napoleon für den Fall, daß Oestreich in Tessin sich mit Soldaten niederzulassen gedenke, zur Herstellung des Gleichgewichts im Westen die Juragrenzen nicht mehr natürlich finden können — einen so äußerst geringen Eindruck hervorgebracht haben sollten, wie in der gesammten deutschen Schweiz.

Die harten Maßregeln Oestreichs gegen den Canton Tessin kamen der gesammten übrigen Schweiz wenigstens ebenso unerwartet wie mißlich. Nicht nur daß man fast überall der politischen Kämpfe und Wirren seit einigen Jahren geradezu müde und überdrüssig ist; nicht nur daß man, schon vor 1848 sattfam unterrichtet über die Stimmung der Großmächte gegen die Schweiz, einige Zweifel über den Thatbestand hatte, welcher den Conflict hervorgerufen haben sollte, so war überall die Bewegung und Theilnahme der Gemüther lebhaftest auf die Eisenbahnen hingewendet, und geradezu ungeru hörte man nach den Berichten und Klagen, welche von den eis- und transcenerischen Thälern her über den Gotthardt herüberkamen. Diese Stimmung, in welcher man den ganzen Handel als eine fatale Störung der in der Gegenwart in der Schweiz zu vollbringenden Aufgaben ansah, hat sich im Grunde genommen wenig geändert, obwol bald das eidgenössische Mitgefühl mit der Noth der ausgewiesenen Tessiner überall hervorbrach und durch die steigende Einsicht in das Mißverhältniß, in welchem Klage und Urtheilsspruch stand, und in alle die übrigen Dinge, welche die Leser der Grenzboten längst ersehen haben werden, nur gesteigert werden konnte. Es steht meiner Meinung nach gar nicht mehr zu bezweifeln, daß Oestreich sich von einer Stimmung hat leiten lassen, welche eben nicht allein aus den Verwicklungen der letzten Mailänder Affaire hervorging, und daß diese Stimmung auf die Art der Maßregeln wie der Ausführung derselben so einwirkte, daß in den officiellen Erörterungen zwischen Oestreich und der schweizerischen Bundesregierung das erstere in dem Urtheil jedes Unbefangenen den Kürzeren ziehen mußte. Dieses Urtheil hat dadurch nur befestigt werden können, daß Oestreich in den Ausführungen über die Grenzsperrmaßregel klagend auf jene Kapuzinade, auf Angelegenheiten zweier Seminarien zu Poleggio und Ascona u. s. w. zurückkam. Daß in dem den Lombarden stamm- und sprachverwandten Tessin (nur in einem in tiefem Thalkessel liegenden Orte Bosco, den die Sonne während dreier Wintermonate nicht bescheinen kann, wird ein barbarisches Deutsch gesprochen) Sympathien für italienische Bewegungen gegen Oestreich vorhanden sind, wird Niemand läugnen können, es wäre bei der Sachlage in Italien unnatürlich, wenn es anders wäre; und wenn auch Einzelne als Private in der oder jener Weise italienische Erhebungsversuche positiv gefördert haben sollten, worüber übrigens keine constatirten Beweise vorliegen, so ist doch eben dem Canton Tessin als einem Ganzen und beziehungsweise den Regierungsbehörden desselben keinerlei solche Schuld nachzuweisen — und wie mich dünkt, konnte nur eine solche erwiesene Schuld, die den ganzen Canton äußerst drückenden Maßregeln rechtfertigen. Ist doch im Anfang der vierziger Jahre von der Lombardei aus selbst ein aufständischer Einfall tessinischer Flüchtlinge bewerkstelligt worden, und also für einen solchen Möglichkeit und Gelegenheit nicht abgeschnitten gewesen. Welchen Eindruck müssen endlich andere Vorwürfe machen, wenn die Schweiz dagegen eine Note des Fürsten

Schwarzenberg vorzuweisen vermag, in welcher er — ohne den Canton Tessin auszunehmen — erklärte, er werde der Schweiz niemals die — für Oestreich gewiß sehr wichtige — gute Haltung während des lombardischen Krieges vergessen!

Im Uebrigen glaube man nur nicht, daß der Canton Tessin oder vielmehr die Regierungsverwaltung desselben in großem Ansehen bei der übrigen Schweiz stünde. Obwol man es in rühmlicher Erinnerung bewahrt hat, daß die beiden Cantone Bellinzona und Lugano, welchen 1803 als Canton Tessin durch die Mediation mit der Schweiz vereinigt wurden, fünf Jahre vorher — 1798 — sich durch keine Versuchung verleiten ließen, von der helvetischen Republik hinweg sich Cisalpinien anzuschließen, so ist doch die Verwaltung und der Zustand Tessins in der übrigen Schweiz sozusagen sprichwörtlich geworden zur Bezeichnung übler Verhältnisse, die sich gleichsam von selbst verstehen. Wenn James Fazy in der Genfer Großrathssitzung vom 16. März erklärte: er wünsche die Einberufung der Bundesversammlung, grade deshalb aber sei er dagegen, daß Genf dieselbe anrege, denn bei dem Urtheil der Eidgenossen über Genf genüge es, daß Genf etwas wünsche, um es unmöglich zu machen — so steht zwar nicht zu besorgen, daß er von vielen Stimmen eines Irrthums bezüchtigt werde, aber dieses Urtheil über Genf beruht auf den für die Eidgenossen vielfach festgestellten Tendenzen der Genfer Regierung; bei Tessin aber verzweifelt man fast an der Fähigkeit der Bewohner, daß sie sich bei aller cantonalen Eigenthümlichkeit auf eine mit der Gesamtschweiz im Allgemeinen gleiche Basis für das Staats- und Volksleben hinaufzubringen verstehen würden. Es ist sehr bezeichnend, daß Gerold Meyer von Knonau in seiner Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft dem Canton Tessin als Motto die Worte J. J. Rousseau's vorgesezt hat: „La patrie ne peut subsister sans la liberté, ni la liberté sans la vertu, ni la vertu sans les citoyens. Vous aurez tout, si vous formez des citoyens, sans cela vous n'aurez que de méchants esclaves; à commencer par le chefs de l'état! Das ist freilich in den dreißiger Jahren geschrieben und zu einer Zeit also, in welcher eine der jezigen diametral entgegengesetzte Regierung dem Canton vorstand; aber ganz bedeutungslos ist es auch für die heutige Zeit nicht geworden. Es ist immer ein Zeichen roherer Staatszustände, wenn die Regierungen und ihre Principien in extremen Gegensätzen sich ablösen. Der Canton Tessin hat entweder eine reactionäre oder eine radikale Regierung sich auserkoren, und daher erklärt sich hinlänglich ebensowol die bedeutende Spaltung, welche gleichsam zwei Bevölkerungen trennt, wie die Neigung bei den Regierungen durch extreme Maßregeln die Vergangenheit zu ahnden, die Gegenwart zu feiern, die Zukunft zu sichern. Die Kluft zwischen beiden Parteien wird dadurch noch größer, daß sich auch in Tessin der jezt fast über die gesammte Schweiz verbreitete Gegensatz der ländlichen und der städtischen Bevölkerungen in den Cantonen

in dem Gegensatz der politischen Principien einstellt, obwol grade in Tessin diese sociale Spaltung wenigstens vergleichsweise geringer ist oder vielmehr die Bedeutung wie andernwärts gar nicht erlangen kann. Denn der Canton hat eigentlich nur drei und zwar ziemlich kleine Städte: Bellinzona, Locarno und Lugano — und unter ihnen hat die größte: Lugano nur etwa 5000 Einwohner, während man im ganzen Canton etwa 120,000 zählt; auch Airolo, Faido, u. s. w. sind nur größere Pfarrdörfer. Doch waren bei den komisch genug abgelaufenen Anzug von Tessinern gegen Lugano, in welchem die Regierung ihren Sitz hat, nur Bauern theilhaftig. Daß man alle Bewegungen im Canton Tessin selbst, welche sich gegen die jetzt herrschende Regierung wenden, nur als die Ergebnisse von Machinationen östreichischer Behörden in der Lombardei ansieht, wird Niemand befremden können.

Die Entwirrung des gegenwärtigen Conflictes zwischen Oestreich und der Schweiz wird sicherlich in einem bedeutsamen Grade von der Constellation der europäischen Verwickelungen abhängen, welche sich an einem andern Orte eingeleitet haben. Man ist hier zu Lande in einer sehr ernsten Stimmung, man fühlt, daß der Friede an den Dardanellen, den Unfrieden an den Alpen steigern kann; man lacht oder ärgert sich über die taktlosen Declamatoren, welche eine alte Abrechnung mit Habsburg wieder aufzunehmen, Vorarlberg zu besetzen rathen — und was dergleichen ernstlose Schlachttreden mehr sind. Aber für die Stunde ernster Gefahr, und wenn die Kriegsthat zur Nothwendigkeit geworden ist, für diese Stunde lebt ein ungeheurer Muth und eine energische Zuversicht in den Herzen dieser Bürger — dieser Bauernsoldaten, denen die riesige Größe und die furchtbaren Schrecken der Alpennatur die muthige Brust ausgeweitet, und die Gefahren und Thaten des Kriegslebens zur täglichen Erfahrung zugesellt hat.

Constantinopel, den 21. März 1853. Stratford Canning (Lord Redcliffe) ist noch nicht hier eingetroffen, was den Türken zum nicht geringen Mißbehagen gereicht hat. Dagegen ist Marquis Lavalette, der französische Botschafter, nach Paris abgereist, und bei der notorischen Rückhaltung und Vorsicht des gegenwärtigen englischen Geschäftsträgers, Colonel Rose, dominirt demnach Fürst Menschikoff das hiesige politische Feld. Seine Absicht scheint es zu sein, die Angelegenheit vorerst langsam zu verhandeln, und untrügliche Zeichen deuten darauf hin, daß ihm von Petersburg aus Befehl geworden ist, die Ankunft des britischen außerordentlichen Gesandten zu erwarten, bis dahin aber einen zaudernden, zögernden, die Entscheidungen vermeidenden Geschäftsgang inne zu halten.

Man dürfte im Irrthum sein, wenn man die bevorstehenden Unterhandlungen als lange vorbereitete ansehen wollte. Factisch ist es, daß die Cabinette von London und Paris durch sie überrascht wurden. Aber auch Oestreich und Rußland, obgleich sie es waren, welche die ganze Angelegenheit in Gang gebracht,

wurden von den Umständen gedrängt, und zu einem Vorgehen gezwungen, welches sie unter anderen Verhältnissen allem Vermuthen nach noch länger verschoben haben würden. Alles erwogen fällt die hiesige Krisis zwar nicht in einen bewegten, aber in einen durchaus delicates Moment, wenn es erlaubt ist, des Ausdrucks sich zu bedienen, hinein. Seit der Besiegung der Revolution auf dem europäischen Continente haben alle staatlichen Verhältnisse mehr oder minder eine Wandlung erlebt; die neuen Gestaltungen sind zumeist erst im Keime vorhanden und äußerst zart anzufassen. Sympathien und Antipathien unter den Mächten wollen sich erst wieder neu bilden, namentlich was den Westen Europa's an sich und gegenüber dem Osten anlangt. Ueber ein großes Allianzsystem verfügt noch kein Staat, wenn es auch bedeutsam und bereits in mehr wie einer Beziehung entscheidend gewesen ist, daß Oestreich und Rußland über die hauptsächlichsten Fragen der europäischen Politik sich verständigt haben. Wenn beiden Mächten eine Aufschubung der orientalischen Entscheidung erwünscht war, so geschah es wol in dem doppelten Bestreben, Preußen als letztes Glied in ihren Bund hineinzuziehen und Frankreich mindestens von England getrennt zu halten, vielleicht auch einen Boden der Verständigung mit ihm zu gewinnen. England dagegen hatte noch mehr Grund, einen Aufschub aller und jeder europäischen Verwicklung zu wünschen; denn nicht nur stand es, wie seit dem Sturze der Dynastie Orleans, noch immer ohne Allianz Europa gegenüber, sondern die besonderen Umstände des Ministerwechsels, so wie die beinahe zwölfmonatliche Amtsführung eines ohnmächtigen Cabinets, hatten der kleinen Verlegenheiten eine so große Menge bereitet, daß der Ausbruch einer großen europäischen Krisis die Bedrängnisse der Anfangsmonate des neuen Ministeriums ins Unberechenbare erhöhen mußte.

Was endlich Frankreich anlangt, so leuchtet ein, daß der neue Kaiser, allein schon zum Ueberlegen seiner Haltung, zum Prüfen der Umstände, und namentlich um das durch die Wiederaufrichtung des Imperialismus alterirte System der Gesamtpolitik Europas zu sondiren, einer Pause, welche ihm Zeit dazu gab, wohl und dringend bedurft hätte. Der Krieg gegen Montenegro hat diese Wünsche und Absichten sämmtlich vereitelt. Um die Mächte Europas in ihrer Fassung zu beirren (denn ein Kampf um die Interessen im Orient würde alle berühren), hätte kein Act der Politik türkischer Seits hämischer eingeleitet und der Augenblick dazu listiger gewählt werden können, als es in Bezug auf jenen Krieg unbewußter Weise durch Mehammed Ali Pascha, den türkischen Großvezier, geschah. Aber auch die List wäre eine verblendete gewesen, weil sie den Untergang übersah, den sie mit ihrem Werke den eigenen Interessen bereitete.

Das vorgestern am 19. d. Mts. erschienene „Journal de Constantinople“ enthält einen nahezu zwei Folienseiten des Blattes füllenden Brief des Chef-Redacteurs an den Redacteur-Eigenthümer der Times, Mr. Walter. Unter den vielen mißlungenen Productionen dieser bombastreichen Feder ist die in Rede

stehende eine der mißlungensten. Der Times wird vorgeworfen, daß ihre Artikel in Betreff der Türkei nicht im Gentleman-Styl geschrieben seien. Sie nähme das ottomanische Reich nicht in der Gestalt, wie es gegenwärtig existirt, sondern in derjenigen, die es vor anderthalbhundert Jahren gehabt. „Aus tausend Bänden“ (!) könne der Verfasser des Artikels Belege dafür aufstellen, indes beschränke er sich darauf, die Meinungsäußerungen nur einiger bewährter Schriftsteller zu citiren. Hierauf folgen Notizen aus den Werken von Cyprien Robert, Urquhart und Ubicini, desselben Herrn Ubicini nämlich, der früher Mitarbeiter an „Journal de Constantinople“ gewesen.

Seit Donnerstag hat am Eingang des Hafens die holländische Fregatte „Doggerbank“ Anker geworfen. Es ist ein stattliches Schiff von 54 Kanonen, und an seinem Bord befindet sich ein junger preussischer Artillerieofficier, Lieutenant Nürnberger vom zweiten in Stettin garnisonirenden Artillerie-Regiment, mit dem Auftrage, den Seedienst zu erlernen. Die Fregatte wird bis zum kommenden Sonntag hier verweilen, sodann das Mittelmeer durchsegeln, im atlantischen Ocean kreuzen und endlich eine Fahrt nach der Ostsee antreten.

Die Bankangelegenheit ist noch nicht regulirt und das Agio steigt wieder, nachdem es, für Papier gegen Silber, auf drei Procent während einem oder zweier Tage gesunken war.

Der Verfassungskampf in Spanien. — Die Entscheidung des Senates über die Angelegenheit des Marschalls Narvaez ist der Hauptsache nach wenigstens gefallen, nachdem in mehrtägigen Debatten höchst stürmische Auftritte vorhergegangen waren. Einer der eifrigsten Anhänger des Ministeriums und des Hofes, der General Pezuela, der mit dem General Sanz, den dem Herzog von Valencia ungünstigen Bericht der Minorität der Commission abgegeben hatte, veranlaßte in der Sitzung des 21. März den ersten Ausbruch durch die anticonstitutionelle Behauptung: „Die Königin sei die Regierung.“ Diese Worte riefen laute Aeußerungen des Mißfallens von der Tribune der Abgeordneten hervor, in welche trotz der Klingel des Präsidenten das Publikum der übrigen, gedrückt vollen Zuhörerräume geräuschvoll einstimmte. Der Ministerpräsident, General Roncali, erhob sich hierauf mit sichtlich ertrüsteter Stimme und ersuchte den Präsidenten, die Tribünen räumen zu lassen, falls eine solche Unordnung sich wiederhole. Nach Pezuela ergriff der General Serrano, Progressist und einst der allmächtige Günstling der Königin, das Wort und warf dem General Roncali vor, ein Partisan des Staatsstreiches zu sein. Dieser, nach augenblicklichem Schweigen, forderte den Redner mit Hefigkeit auf, seine Worte zu mäßigen, worauf Serrano dreimal mit lauter Stimme „zur Ordnung den Herrn Ministerpräsidenten“ rief, und dadurch einen so unerhörten Tumult in der Versammlung und auf den Tribünen verursachte, daß der Präsident die Zuhörer durch die be-

waffnete Macht entfernen ließ. Serrano fuhr in den bittersten Invectiven gegen das Ministerium fort, beschuldigte dasselbe, es habe die Senatoren durch Versprechung von Aemtern zu bestechen versucht, um ihre Stimmen gegen Narvaez zu erhalten, es habe diesem Letzteren selbst einen hohen Gesandtschaftsposten angeboten, um ihn zur Aufgebung seines Widerstandes zu bewegen, und schloß damit, daß, überlasse der Senat die Rechte seiner Mitglieder der Willkür der Regierung, man ein *de profundis* für die Constitution anstimmen möge. Die Verhandlungen der folgenden Tage waren weniger stürmisch, aber desto verworrener. Der Marineminister, General Mirasol, adoptirte Pezuela's Satz, ergänzte ihn aber, durch das Murren der Opposition eingeschüchtert, durch die Hinzufügung: „die constitutionelle Königin ist das Gouvernement“, worauf ihm Ros de Plano die Verantwortlichkeit der Minister vorhielt; der Marques v. Miraflores versuchte eine Vermittelung, die von beiden Seiten zurückgewiesen wurde, und der Kriegsminister, General Lara, bestrebte sich aus einer Anzahl von Documenten zu beweisen, daß die Regierung dem Herzog von Valencia keine Unbill zugesügt und nur die Veröffentlichung seines Briefes an die Königin eine Vermittelung unmöglich gemacht habe. Das Ministerium, hart in der Debatte bedrängt und von seinen Mitgliedern und Anhängern schlecht vertheidigt, erwartete mit Sehnsucht sein letztes und schlagendes Argument: die Abstimmung, und diese fiel denn auch am 24. März mit 106 gegen 64 Stimmen zu seinem Vortheil aus, indem der dem Marschall Narvaez günstige Bericht der Mehrheit der Commission verworfen wurde. Die neuernannten Senatoren hatten ihre Plätze eingenommen, und die Stimmen dieser getreuen Schaar sicherten den Ministern jene beträchtliche Majorität. Die immerhin ansehnliche Minderheit wiegt aber schwer durch die Namen derer, die sie bilden, und könnte dem Hof und seinen Rathgebern zur Warnung dienen, ihre durch sehr rücksichtslose Mittel erzielten Mehrheiten mit Mäßigung zu gebrauchen.

Im Congreß erfocht gleichzeitig das Cabinet einen eclatanten Sieg. Der Antrag des Progressisten Lujan, das im April 1852 willkürlich erlassene Preßdecret Bravo Murillo's in Betracht zu ziehen, ward mit 153 gegen 47 Stimmen verworfen. Da aus diesen Zahlen erhellt, daß die ganze Mittelfraction sich in der Majorität befand, die in diese Abdication des Parlaments in einer Frage willigte, welche die wichtigsten von der Constitution ertheilten Rechte in sich schließt, so haben Herr Sartorius und seine Freunde sich damit ein so schlechtes Zeugniß ausgestellt, daß die Opposition von ihnen kaum noch auf einen wirksamen Beistand hoffen darf. Im Verlauf der Debatte ließ der Finanzminister Florente die Aeußerung fallen: „es wird eine Revision der Verfassung stattfinden,“ worauf der General Prim, der berühmte Urheber des Aufstandes gegen Espartero und trotz seines nicht von Wankelmuth freien Charakters ein wegen seines verwegenen Muthes und seiner glänzenden Gaben gefürchteter Mann, mit dem

Ausdruck energischer Entschlossenheit erwiderte: „Oder es wird keine stattfinden.“ Was diese Worte in diesem Munde unter den obwaltenden Verhältnissen bedeuten, dazu bedarf es keines Commentars.

Während des Osterfestes vertagten sich die Cortes. Der Telegraph hat die Nachricht gebracht, daß bei Wiederaufnahme der Sitzungen am 29. März das Ministerium eine Reihe von Vorlagen eingebracht hat, betreffend die Verfassungsreform (es wird nicht gemeldet, was sie umfaßt), die Wiederherstellung der Familienmajorate, die Ausgabe von 30 Millionen Realen Rente (die im letzten Heft von uns besprochene Anleihe), die Tilgung der schwebenden Schuld und die Anerkennung der von Bravo Murillo verworfenen Coupons der Staatsschuld. Die Entscheidung der seit lange über dem Lande schwebenden Fragen steht also vor der Thüre.

Eine Kriegswolke im Westen. — Unter den mannichfachen Reibungen, die von Zeit zu Zeit Unfrieden zwischen John Bull und Bruder Jonathan hervorrufen, sind die Berührungen der beiden Blutsverwandten in Centralamerika vielleicht die bedrohlichsten. Das handelsmächtige und noch immer meerbeherrschende England und die gewaltig aufstrebende Union haben beide ein sehr scharfes Augenmerk auf die Länder am Golf von Mexiko, die heut zu Tage, wo die lang gehegten Projecte einer Verbindung der beiden Oceane der Verwirklichung nahe scheinen, eine unberechenbare Wichtigkeit gewinnen können. England ist seit längerer Zeit so glücklich gewesen, an dieser Küste einen König der Mosquito's zu entdecken, den es sofort liebevoll unter seinen Schutz genommen hat und dessen Souveränitätsrechte es mit einem Eifer, als wären es seine eigenen, wahrh. Was aber englischer Schutz mitunter sagen will, darüber würden die „Republik“ der jonischen Inseln und ein halb Schock ostindischer Radscha's eine sehr erbauliche Auskunft geben können. Den Amerikanern ist dieser Mosquitokönig ein Dorn im Auge, zuerst, weil er ein König ist, und dann, wie es scheint, weil sie daran zweifeln, daß er wirklich einer ist. Bekanntlich beharren die Vereinigten Staaten nach wie vor auf der berühmten Monroe-Doctrin, welche der Präsident dieses Namens im Jahre 1823 aufstellte, und wonach sie jede neue Niederlassung oder Besitzergreifung einer europäischen Macht in Amerika perhorresciren, gewissermaßen als einen casus belli erklären. Die englische Politik hat nun mit dem Mosquitokönig ein Loch in diese Doctrin und zwar an der verwundbarsten Stelle gemacht. Se. halbwilde Majestät oder vielmehr seine britischen Vormünder haben ein ganz eklectisches Gebiet mit einer ausgedehnten Küste am mexikanischen Golf in Beschlag genommen. Es ist hier vielleicht nöthig zu bemerken, daß der Beherrscher der Mosquito's ein Indianer ist, gleich seinen Landsleuten in dem größten Theile Mexiko's und in Centralamerika getauft und mit einem durchsichtigen Firniß europäischer Civilisation übertrüncht. Diese india-

nische Rache steht überall in stiller oder offen ausgeübter Feindschaft mit der spanischen, und so befindet sich denn auch der Mosquitokönig in einem solchen Verhältnis zu der Republik der fünf verbündeten Staaten von Centralamerika, die sich der Protection der nordamerikanischen Union erfreuen. Se. Majestät, die vielleicht noch nicht Zeit gefunden hat, sich einen passenden Hofstaat einzurichten, wohnt, wenn man den Erzählungen von Reisenden Glauben schenken darf, in einem der Hafenplätze seines Reiches gewissermaßen als *Chambre-Garnist* bei dem englischen Consul und befindet sich in unaufhörlichen Grenzstreitigkeiten mit der centralamerikanischen Republik, welche die Engländer in ihrer unermüdlichen Freundschaft im Namen ihres Schützlings ausfechten. So hat neuerdings der englische Kriegsdampfer „*Devastation*“ die Stadt Truxillo, die von dem Staat Honduras beansprucht wird und auch selbst sich zu diesem zu rechnen scheint, durch unsanfte Bedrohungen nach äußerst kurz bemessener Bedenkfrist gezwungen, sich dem Mosquitoreich zu unterwerfen, welche Nachricht in den Vereinigten Staaten die äußerste Entrüstung hervorgerufen hat. Sie kam zur ungelegensten Stunde, denn gerade war der Senat in Berathung über den Clayton-Bulwerschen Vertrag begriffen, der, unter dem Whigregiment über die Ordnung der Verhältnisse in Centralamerika von dem damaligen Minister Clayton mit dem engl. Gesandten Henry Bulwer abgeschlossen, von den hitzigeren Demokraten als die Rechte Amerikas preisgebend angefochten wird, und dessen Aufhebung sie wegen angeblich von England in Betracht seiner verübter Verletzungen beantragt haben. Die Nachricht von den Vorgängen von Truxillo hat natürlich Oel ins Feuer gegossen. Das neuernannte Cabinet des Präsidenten Pierre ist zusammengetreten, hat den Beschluß gefaßt, Aufklärung von England über das Verfahren gegen Truxillo zu verlangen und den Marinesecretair aufgefordert, einen Nachweis der effectiven Streitkräfte zur See zu geben. Wir hoffen, daß die Ablegung dieses Nachweises die kriegerische Hitze des Cabinets von Washington etwas abkühlen und es zur Einsicht bringen wird, daß zu einem Kampf mit England seine Marine sich vorläufig noch wenig eignet. Ueberhaupt sind die Interessen, welche beide Nationen verbinden, so mächtig und schwerwiegend, daß ein Bruch zwischen ihnen undenkbar scheint, ehe die Stunde geschlagen hat, wo es sich um die Entscheidung über den Scepter der Meere handeln wird. Und diese Stunde ist noch nicht gekommen. Man wird daher von beiden Seiten, wie oftmals schon geschehn, so auch diesmal nachgeben und den Zwist, wenn nicht beilegen, so doch vertagen. Indessen zweifeln wir nicht, daß die „Kriegsrespondenten“ der Dankblätter England bereits täglich mit Haut und Haar — in effigie — verschlingen.

Literatur. — Hilfsbücher zum Studium der deutschen Literatur. Je geringer die schöpferische Kraft ist, welche in unserer schönen Literatur gegenwärtig zu Tage kommt, desto massenhafter erscheinen die Werke, welche frühere Zeiträume oder

einzelne Erscheinungen der deutschen Literatur, den Lesern der Gegenwart geschichtlich und ästhetisch nahe zu bringen streben. Literaturgeschichten, Commentare über Dichterwerke, Anthologien und Sammlungen von Gedichten, schießen wie die Pilze auf. Es ist eine wahrhaft alexandrinische Periode, und man könnte alle diese Productionen einer unproductiven Zeit sich gefallen lassen, wenn diese ganze Literatur über Literatur nicht so erschreckend viel Unnützes, Leichtes und Klägliches enthielte. Dieser Wust von leichtsinnig gemachten, oft durch Speculation der Buchhändler verursachten, Büchern wirkt aber schädlich auf das Publicum und außerdem schädlich für die Wissenschaft, weil er besseren Werken Production und Absatz erschwert. Welche Masse von Unwissenheit, Leichtsinne und Verschobenheit, welch' fades Geschwätz über vergangene Zeiten, und welch' unverschämtes Nachdrucken der Dichtungen verstorbener und lebender Poeten!

Eine deutsche Literaturgeschichte schreiben, ist eine ungeheure Aufgabe, wenn der Verfasser dieselbe aus eigenen Forschungen zusammenweben will, sie ist eine unehrliche Arbeit, wenn sie mit Hilfe des Gervinus, Koberstein und einiger Detailwerke so zusammengeschrieben wird, daß der Verfasser sein eigenes, ungesalzenes Urtheil an den betreffenden Stellen einfügt, und vielleicht Musterstellen aus bedeutenden Werken der einzelnen Perioden aus den gedruckten Ausgaben nachschreibt. Die beiden folgenden Bücher: „Die deutsche Literatur in ihren Meistern“, von Dr. F. J. Günther, Halberstadt, R. Franz, 1853, und „Geschichte der deutschen Literatur“, von R. J. Schroer, Pests, Heckenast 1853, erheben sich nicht über das Niveau der Gewöhnlichkeit! Neben richtig Verstandenem und mit erträglicher Deutlichkeit Wiedergegebenem, enthalten Beide nur zu häufige Spuren von Flüchtigkeit und unvollständiger Kenntniß. Während Schroer aber mit einer gewissen achtungswerthen Bescheidenheit gern die Urtheile Anderer annimmt und citirt, ist bei den Urtheilen Günthers noch eine gewisse pietistische Rohheit und unberechtigte Herbheit des Urtheils zu beklagen. Bei Beiden sind Proben aus einzelnen wichtigen Werken abgedruckt, in größerer Anzahl bei Schroer. — Unter den Commentaren über Dichterwerke liegen vor uns: Friedrich v. Schiller's: „Lied von der Glocke“, dargestellt von Dr. F. J. Günther, Elberfeld, Friederichs; eine Abhandlung von 400 Octavseiten, voll von Trivialitäten und unnützen Ausführungen. Es ist schwer zu sagen, für welche Bildungsstufe des Lesers der Verfasser gearbeitet hat, sicher ist, daß Menschen, welche im Stande sind, eine Abhandlung von 400 Seiten über die Glocke zu lesen, das Gedicht auch ohne Commentar verstehen würden, ferner ist sicher, daß solche, welche eine Erklärung des Gedichtes für ihr Verständniß nöthig hätten, nicht 400 Seiten zu diesem Zwecke durchlesen werden, und endlich ist leider allzu sicher, daß weder Gebildete noch Ungebildete im Verständniß des Gedichtes durch diese Erklärung gefördert werden können. Dagegen ist Shakespeare's Othello, von Dr. Sievers, Braunschweig, Westermann, eine viel bessere Arbeit, der Verfasser zeigt sich darin als gebildeter Mann, der ein richtiges, ja feines Verständniß der Seelenzustände und menschlichen Leidenschaften, sowie der tragischen Schuld und der Bedeutung der einzelnen Charaktere zeigt. Zwar wird es immer über den Nutzen solcher ästhetischen Erklärungen verschiedene Ansichten geben, und die Grenzboten gestehen, daß ihnen selbst der ästhetische Commentar des Gervinus zum Shakespeare nicht übermäßig förderlich für das Verständniß des großen Dichters erscheint; wenn aber einmal eine solche lobende und erklärende Umschreibung eines großen Dichterwerkes anregend und bildend wirken soll, so vermag dies gewiß die bescheidene und

liebevolle Art, in welcher der Verfasser verfährt, am besten. Von größerer Wichtigkeit wäre in der Shakspeare-Literatur Deutschlands ein Werk, welches die großen Dramen desselben vom technischen Standpunkte bespräche, und die letzten Gesetze der Tragödie, der Composition, der künstlerischen Effecte vom Standpunkt des Dichters und Schauspielers erklärte. Shakspeare wird für immer das Lehrbuch sein, auf welches Aesthetiker, Dichter und Schauspieler zurückgehen müssen, um die höchsten Gesetze ihrer Kunst verstehen zu lernen. Leider ist für die Würdigung des Dichters in dieser Beziehung trotz aller Commentare noch wenig geschehen. — Von Sammlungen aus bereits früher gedruckten Dichterwerken liegen vor uns: „Panorama deutscher Lyriker der Neuzeit“ von Ludwig Darmstadt, Pass. Ein Buch, das sich in nichts Wesentlichem von vielen ähnlichen unterscheidet, und Deutscher Dichterswald von Opitz bis Lenau. 1. Bd. Abschaz bis Arndt. Berlin, Th. Grieben. Diese Sammlung macht größere Ansprüche, sie wird nach dieser Auflage ausgeführt, umfangreich werden, denn sie bringt in diesem 1. Theil unter A fast 300 Gedichte von 20 Dichtern, die zum großen Theil nur dem Literaturhistoriker bekannt sind; die Gedichte sind nach den Sängern geordnet, kurze Biographien der Dichter sind ihnen vorgesetzt, und kleine kritische und biographische Bemerkungen zwischen die Einzelnen geschoben. Gegen diese Bemerkungen wird sich Manches einwenden lassen, noch mehr gegen den Wiederabdruck von so vielem Mittelmäßigen und Schwachen. Und doch wollen wir nicht läugnen, daß eine derartige Sammlung mit kritischem Takt gemacht, wol ein allgemeines Interesse beanspruchen könnte, wenn sie etwas weniger breit angelegt wäre und etwas weniger wie eine Buchhändlerspeculation aussähe. Wenn z. B. von G. M. Arndt 24 seiner bekanntesten Gedichte abgedruckt sind, so ist das doch wol als eine Art Nachdruck zu betrachten. Aber auch vorausgesetzt, daß der Verleger von Arndt's Gedichten seine Einwilligung dazu gegeben habe, wohin soll ein entsprechender Abdruck z. B. der Göthe'schen und Schiller'schen Gedichte führen? Es ist nicht anzunehmen, daß die zahlreichen Verleger unsrer namhaften Lyriker zu solchen Wiederabdruck ihre Einwilligung geben werden, und es ist im Interesse des Buchhandels nicht einmal zu wünschen, daß sie es thun. Es ist überhaupt Zeit, daß diesem Nachdruck bereits gesammelter Gedichte im Interesse des Buchhandels gesteuert wird. Denn gegenwärtig ist es eine beliebte und nicht gerade sehr achtbare Speculation aus 20 Gedichtsammlungen eine 21. zu machen. Der Verleger läßt abdrucken, was gerade ihm oder einem Bekannten gefällt, vergoldet das müheles Erworbene in Einband und Schnitt, und wirft es um die Weihnachtszeit als zierlich aussehendes Buch auf den Markt, wo der Verkauf von Originalsammlungen durch solche leichte Nachdrücke bereits sehr verkümmert ist. Da die vorliegende Sammlung ein gewisses literarisches Interesse beansprucht, so würde der Herausgeber gut thun, wenn er sich darauf beschränkte, ausführlichere Mittheilungen nur von solchen Dichtern zu machen, welche im Buchhandel entweder nicht mehr zu haben sind, oder doch wenigstens nicht mehr gekauft werden, bei den bekannteren Dichtern der Gegenwart und nächsten Vergangenheit aber sich auf die nöthigen Notizen über ihr Leben und die Ausgaben ihrer Gedichte beschränkte.

Geschichte des Kaisers Ludwig Napoleon. Nach authentischen Quellen, sowie den Schriften und Briefen des Kaisers bearbeitet. Berlin, Albert Sacco. — Ein historisches Werk im eigentlichen Sinne über Louis Napoleon kann heutzutage nicht geschrieben werden, und ein ernsthafter Geschichtschreiber

wird sich sicher nicht an diese Aufgabe machen. Gleichwohl könnte eine fleißige Sammlung und gewissenhafte Verarbeitung des vorhandenen Materials eine Darstellung der bisherigen Laufbahn des Kaisers der Franzosen geben, deren Brauchbarkeit und relativer Werth Anerkennung finden dürfte. Die vorliegende Schrift, so anspruchsvoll der Titel ist, den sie sich giebt, besitzt nun freilich nicht im Entferntesten die erwähnten Eigenschaften. Obwohl der unbekante Verfasser erklärt, „daß sie die Berechtigung ihres Erscheinens in sich selbst trage“ und das Publikum bittet, sich zu überzeugen, daß sie „das Resultat ernster Studien und von einem andern, als dem gewöhnlichen Broschürenstandpunkte geschrieben sei“, so müssen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gestehen, selten ein Buch zur Hand genommen zu haben, das weniger Berechtigung zum Erscheinen besessen und einen völligeren Mangel an jedem Studium gezeigt hätte, und den Standpunkt der Schrift von dem gewöhnlicher Broschüren nur darin abweichend finden, daß er in der That noch tief unter deren vulgärem Niveau ist und es sich zur alleinigen Aufgabe macht, einen Qualm der oberflächlichsten und schlecht begründetsten Lobhudelei zu verbreiten. Das Material ist in der willkürlichsten Weise zusammengewürfelt, zuweilen mit novellistischen Anläufen eingeführt, unwichtige Documente mitgetheilt, wichtige kaum erwähnt. Die Jugendjahre Louis Napoleons und die verunglückten Versuche von Straßburg und Boulogne sind mit retrospectiver Glorie verherrlicht, die Epoche seit seiner Erhebung zum Präsidenten mit den dürftigsten und lückenhaftesten Notizen und den nichtsagendsten Raisonnements abgefertigt, als Schluß seine Vermählung mit Anhäufung alles wahren und unwahren Zeitungsflatsches erzählt. Der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede, keine Geschichte Frankreichs liefern zu wollen — und dieser Verpflichtung wenigstens ist er treulich nachgekommen — „die fände man in jeder Zeitung.“ Wir bezweifeln jedoch, daß er sie auch nur darin gefunden hat, denn wer mit der Stirn des entschlossensten Schmeichlers könnte — bei der geringsten Kenntniß — z. B. zu behaupten wagen, „daß schon im Sommer 1852 die Häupter der verschiedensten Parteien — der Legitimisten, Orleansisten und Republikaner — um Louis Napoleon versammelt gewesen seien,“ während es notorisch ist, daß mit Ausnahme zweier Legitimisten, das neue Regime keinen Mann irgend welcher Farbe von wirklicher Bedeutung zu sich herüberzuziehen vermocht hat. In welchem rosenfarbenen Lichte alle präsidentiellen und kaiserlichen Acte vor, während und nach dem Staatsstreich dargestellt werden, kann man sich hiernach denken. In einem Nachwort versichert der Verfasser, wie es scheint, um die Leser zu beruhigen, daß, sollte Louis Napoleon Frankreichs natürliche Grenzen wiederherstellen wollen, keine Feder energischer, als die seinige, sich gegen ihn kehren werde. Es ist gewiß sehr tröstlich zu erfahren, daß die Integrität Deutschlands auf den Schutz dieser mächtigen Feder rechnen darf. — Wir würden übrigens kein Wort, geschweige denn so viele an ein Buch, wie dieses, verloren haben, geschähe es nicht, um einer Verpflanzung jener traurigen Höflingsliteratur, womit jetzt nach Unterdrückung der Presse der französische Markt überschwemmt ist, nach Deutschland ihr Recht angedeihen zu lassen. Ob und in wie weit in Frankreich dieser bonapartistische Weibrauch in Prosa und Versen, mit dem die schwüle Luft des Despotismus von dienstbereiten Scribenten geschwängert wird, das öffentliche Urtheil über Recht und Unrecht, über Ehre und Apostasie zu trüben vermag, können wir nicht entscheiden, bei uns dürften solche Versuche einen dem beabsichtigten entgegengesetzten Erfolg haben, und mag man uns daher damit verschonen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.